



Abend -

Zeitung.

106.

Freitag, am 3. Mai 1833.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Ed. Pelt.)

Andacht.

Es soll die Andacht sich an Stunden binden,
wenn sich der Morgen Eintritt bahnt,
auch wenn das Taggestirn bei dem Verschwinden
an Rechenhaft und Dank uns mahnt.

Das aber ist der wahren Andacht Fülle,
die, wie von dem Gefühl gelenkt,
gleich einem Seraph aus der Wolkenhülle
herab in unser Herz sich senkt;

Daß es die Größe Dessen überschauet,
so weit die schwache Sehkraft reicht,
der Sternen ruht in seinem Weltenbaue,
der nie aus festen Polen weicht;

Mit gleicher Stärke, Weisheit, Huld begründet,
daß, was der Mensch „die Erde“ nennt;
sein göttlich Wesen Jedem laut verkündet,
den nicht der Wahn von ihm getrennt!

Da fühlt das Herz, das nur zu oft gespaltne
von Lust und Schmerz, sein ächtes Glück;
da näßt die Thräne, die unaufgehaltne,
das Auge, stärkt den innern Blick.

Denn von dem Höhern lenkt ihn nicht Ermattung,
nicht Zweifel, der auf Lösung harret,
er schaut inmitten Nebel und Verschattung
die Vorzeit und die Gegenwart;

Er schaut der Zukunft grenzenlose Räume,
verbüllt, vom Forscher unerspürt,
die Bahnenstreifen durch die Wolkenfüume, —
doch keine Bahn, die rückwärts führt.

Bei solcher Andacht mag der Zwang nicht walten,
sie regelt keine Stundenuhr;
Doch ist die herrlichste uns aufbehalten
in deinen Kreisen, o Natur!

Arthur vom Nordstern.

Der Marquis von Nonceval.

(Fortsetzung.)

Bald ward das Lachen indes in Ernst verkehrt,
denn eine Wetterwolke, der einige kleine, doch sich
von Sekunde zu Sekunde vergrößernde weiße Wölk-
chen voran eilten, zog, vom Winde gedrängt, fausend
längs dem Rücken des Gebirges aus Westen heran.

Wir müssen den Grubenstein verlassen! — warnte
ich — Erreicht uns der Sturm auf dem kaum fuß-
breiten Felsengrat, so können wir ihm nicht widerste-
hen und ein Unglück ist nicht unmöglich.

Nur noch einen Augenblick! — bat Antonie —
Die Momente sind kostbar.

Die Gesellschaft hatte indes bis auf das Mäd-
chen den Felsendamm verlassen.

Zurück! — rief ich, bekannt mit der Gewalt des
Sturmes auf dem Gebirgskamme — Erreicht Sie die
Gewalt des Windes, so können Sie in den Abgrund
geschleudert werden.

Ich komme! — ich komme sogleich! sprach An-
tonie, und — blieb in das Anschauen der Abgründe,

die schon vom Sturme zu erdröhnen anfangen, versunken.

Eilen Sie! eilen Sie, um Gottes willen! — rief ich — Noch ein Augenblick und die Rückkehr ist gefährlich!

Eben wendete das Mädchen sich nach uns, um über den Felsengrat zurückzukehren, als der Sturm mit einer unerhörten Gewalt losbrach. Er wüthete mit der Macht eines Orkans.

Sehen Sie sich! — schrie ich mit aller Anstrengung meiner Lungen in das Heulen des Sturmes — Sehen Sie sich nun auf den Boden! Jetzt ist der Felsendamm nicht zu passiren! In einer Minute bin ich bei Ihnen, um Sie herüberzuholen!

Die Worte waren kaum meinen Lippen entglitten, als Helm wie ein Rasender bei mir vorbeisprang, um über den Felsensteg zu Antonien zu dringen, aber er hatte ihn noch nicht betreten, als ihn die Gewalt des Orkans zu Boden warf. Mit aller Kraft erraffte sich der Jüngling; er wollte vorwärts und ward von neuem zurückgeschleudert.

Zu meiner Verwunderung stand Antonie, wie wohl in augenscheinlicher Lebensgefahr, doch ruhig und aufrecht auf der Felsenplatte. Der Orkan, der uns umtobte, schien das Mädchen kaum zu berühren.

Jetzt hatte uns die Wetterwolke erreicht; Blitze zuckten von allen Seiten, der Regen goß in Strömen, Wind und Donner brüllten, die Gefahr stieg von Minute zu Minute.

Die Seelenstimmung der Mitglieder unserer Gesellschaft war sehr verschieden. Antonie, um welche ich ungemein besorgt war und die die Gefahr, in der sie schwebte, zu verkennen schien, hatte sich ruhig auf der Felsenplatte niedergelassen. Sie winkte mit der Hand, die Momente des heftigsten Sturmes, ohne uns einer Gefahr auszusetzen, in Geduld abzuwarten. Ich war um unsere arme Reisegefährtin in höchster Angst, der Homöopath und Samuel jammerten, Helm wollte verzweifeln, Beatchen schluchzte, nur der Marquis lachte wie ein Kobold.

Man muß unter keinen Umständen die Geistesgegenwart verlieren, vor allen Dingen aber bei jeder Sache das Vortheilhafte derselben in's Auge fassen! — sprach er scherzhaft. Es ist wahr, unsere Situation ist eben nicht die angenehmste, aber könnte sie nicht noch weit schlimmer seyn? — Wenn ich auch fast mit Sicherheit anzunehmen geneigt bin, daß bei der Erkältung, die wir gewiß bei dem fortwährenden Platzregen davontragen werden, da weit und breit

kein Obdach zu finden ist, ein tüchtiges Entzündungsfieber den Einen oder den Andern von uns erwartet, so tröste ich mich doch damit, daß wir einen ausgezeichneten homöopathischen Arzt bei uns haben, der mit dem Decilliontheile eines kräftigen Mittels die Krankheit um so entschiedener bannen wird, da die Homöopathie sich vorzüglich bei acuten Maladien stets so glänzend bewährte; und was die geschätzte Demoiselle da auf der Felsenplatte anbelangt, so bin ich überzeugt, daß wenn sie nicht etwa vom Winde in den Abgrund geschleudert wird, oder sie nicht vor Angst der Schlag rührt, sie sich dereinst mit vielem Interesse der heutigen Gebirgreise erinnert.

Die Tröstungen des Marquis schienen indeß auf kein Mitglied der Gesellschaft einen beruhigenden Eindruck zu machen. Der Homöopath und Samuel starrten düster vor sich hin, Beatchen weinte überlaut, Helm warf einen Blick voll Verachtung auf den Tröster. Das Gewitter hatte indeß seine furchtbarste Höhe erreicht. Der Donner brüllte unaufhörlich. Das Echo verzehnfachte das Getöse. Jetzt schmetterte auf einmal ein Blitzstrahl herab; er fuhr in den Abgrund, und als ob ein Thurm zu taumeln und dann in sich selbst zusammenzubrechen begönne, löste sich eine mächtige Klippe von der Felswand zur Rechten, wankte, brach in klastergroße Blöcke und stürzte mit dem entsetzlichsten Getraße in die gähnende Tiefe. —

Noch starrten wir wie versteinert und ohne eines Lautes mächtig zu seyn, in die Klust, als Helm wie ein Rasender mitten im Toben des Orkans auf den Felsendamm sprang. Wir riefen, wir bestrebten uns, ihn zurückzuhalten; Alles vergebens. Jetzt blickten wir auf die Felsenplatte nach Antonien. Sie war am Rande des Abgrundes in Ohnmacht gesunken. —

Eben wollte Helm über den Felsendamm eilen, als der Marquis den Jüngling beim Arme ergriff.

Bleiben Sie! — rief er mit starker Stimme — Sie können der Ohnmächtigen nicht helfen, aber wir haben einen Arzt hier.

Ich muß sehr um Entschuldigung bitten! — fiel der Doktor lebhaft ein — Am Krankenbette bin ich mit Vergnügen zu jeder Hilfe bereit, diese aber auf Kirchturmspitzen oder halbrecherischen Felsen, die von jenen nicht wesentlich verschieden sind, zu leisten, ist mir bis jetzt noch nicht zugemuthet worden; auch kann ja Helm, wenn er durchaus hinüberspazieren will, ein Streukügelchen aus meiner Taschens-Apotheke mitnehmen, das unfehlbar —

So eilen Sie mit Herrn Helm hinüber, Monsieur le chevalier! — sagte der Marquis, zu Samuel gewendet — Bringen Sie die Dame herüber und zeigen Sie sich somit sans peur et sans reproche!

Und wenn Ihre liebenswürdige Nichte sammt beiden Millionen auf jener Felsenplatte läge, würde mich kein Mensch hinüberbringen! — rief Samuel — Ein verheulener Schwindel, der mich jedes Mal befällt — —

Sie hören, daß mich keiner der beiden Herren begleiten will — rief Helm wild, indem er sich von dem Marquis, der ihn noch immer am Arme festhielt, loszumachen strebte — Im Grunde ist es auch so am besten, denn ich glaube, Antonien allein herüberzutragen.

Und mit ihr in den Abgrund stürzen zu können? Dazu kann Rath werden! — sagte Jener — Sie sehen, einem Sturme wie dieser widersteht kein Mensch auf dem schmalen Felsengrat.

So bleibe ich bei ihr, bis er sich gelegt hat! — rief Helm.

Er kann noch Stunden lang toben wie jetzt! — entgegnete der Marquis — Ein heftiger Windstoß stürzt Sie indes Beide in den Abgrund.

So werde ich wenigstens mit ihr zugleich zerschmettert! rief Helm und war mit zwei kühnen Sprüngen fast in der Mitte des schwindelnden Steges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Festspiel

am 27. April 1833.

Phantastisch wogt's von leuchtenden Gestalten,

Erschließt der Vorzeit wundervolle Räume;

Das Geisterreich und seine schönen Träume,
Die über uns die gold'nen Flügel halten;

Der Siegesruhm — der Kunde hohes Schalten,

Der Schönheit zarte Hesperidenbäume,

Und dann des Elbstroms frische Blumensäume
Und unser Volk in seinem Thun und Walten!

Und mitten durch! — die Ehrfurcht und die
Liebe,

Der Blick auf Sie, die Hohen, Reinen, Weide!

Erdrückt die Thräne zwischen Lieb' und Freude!

Und Stolz; und Hoffnung und dann wieder
Liebe!

Zu Ihm hinauf! so konnt' es nur gelingen,
In's tiefe Herz des warmen Volks zu dringen!

Dresden.

Fr. Kuhn.

Aehren und Körner.

Von W. v. Lüdemann.

Man sagt häufig, daß es dem Deutschen an Nationalstolz fehle. Das mag seyn; aber an Nationaldunkel fehlt es ihm gewiß nicht. Liebe, Philosophie und Religion sind unserer bescheidenen Schätzung nach vorbehaltene Besitzthümer des Deutschen; um sie zu verstehen, dazu gehört, wie wir mit großer Gerechtigkeit annehmen, ein deutscher Sinn. Mit Vergnügen lassen wir dem Franzosen Galanterie und gesellige Geschicklichkeit, dem Engländer praktischen Verstand, dem Italiener Kunstgefühl u. s. w.; aber die edelsten und höchsten Anlagen der Menschennatur behalten wir mit großer Selbstverleugnung und noch größerer Gerechtigkeitliebe fein für uns selbst. Auch die Tiefen der Dichtung zu verstehen, ist unserer Meinung nach nur dem Deutschen gegeben, und wo irgend ein Dante, Shakspeare oder Calderon aufsteht, da wird er nicht von dem Volke, das ihn hervorgebracht hat, sondern nur von den Deutschen begriffen und verstanden. Das ist unsere deutsche Bescheidenheit, welche die Welt und wir selbst rühmen.

Ob wir, indem wir uns rühmen, Dante, Shakspeare und Calderon besser zu verstehen als Engländer, Italiener und Spanier, nicht in einen ächt deutschen Irrthum verfallen? — Ob wir in die Poesie der fremden Dichter nicht etwas hineinbringen, das nicht ihnen, sondern uns selbst angehört? Das ist eine Frage? Wie in aller Welt aber wäre es möglich, daß jene großen Dichter etwas gedacht oder gesagt hätten, was ihr Volk, dessen Blüthe sie doch waren, nicht, wohl aber ein anderes, das sie nicht kannten, ganz zu verstehen im Stande gewesen wäre? Dieser Satz, unglaublich und unfaßbar, wie er mir erscheint, verdiente, zu einer akademischen Preisfrage aufgestellt zu werden. —

Auflösung der Charade in No. 103.

Schlaflos.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz; Nachrichten.

Aus Berlin

Im April 1833.

Nachdem die Oper des hiesigen königl. Theaters in längerer Zeit nichts Neues gegeben hatte, erschien „das Schloß Candra“, heroisch-romantische Oper von J. Wolfram, auf der Bühne und hatte sich eines allgemeinen Beifalles zu erfreuen. Die Wahl des Stoffes aus der neueren spanischen Geschichte ist zunächst sehr glücklich und die scenische Anordnung des Ganzen wohl gelungen. Die Handlung ist interessant, bewegt sich rasch fort und fesselt fortwährend den Hörer; ein wenig mehr Sorgfalt auf die Sprache wäre, namentlich im Dialog, fast nur das Einzige, was der Text im Wesentlichen zu wünschen übrig ließe. Ebenso ansprechend ist auch die Musik; dieselbe wirkt namentlich sehr angenehm durch eine dem Ohre überaus gefällige Instrumentirung, durch eine charaktervolle Auffassung der Chöre und durch eine oft sehr schöne Behandlung der übrigen Ensemble-Stücke. — Minder hervorstechend sind dagegen die Soli, doch findet sich auch hier manches recht wohl Gelingene, wie z. B. Maria's ergreifende Cavatine: „Von der Kindheit süßer Stätte durch des Vaters Fluch verbannt“ u. s. w. Nach diesem Allen nun hatte diese mit Lust gegebene Oper — worin Dem. Grünbaum und die Herren Hammermeister und Schiesche besonders lobenswerth waren — sich gleich bei der ersten Aufführung vor einem sehr gefüllten Hause der günstigsten Ausnahme zu erfreuen; den meisten Gesangstücken wurde lauter Beifall zu Theil und der Componist, welcher die Aufführung mit Umsicht und Sicherheit dirimirte, ward am Schlusse gerufen. Fast noch lebhafter wurde das Werk bei der zweiten Aufführung aufgenommen, und somit läßt sich hoffen, daß dasselbe wiederholentlich ein volles Haus machen werde.

Aus Düsseldorf.

Im April 1833.

Das bevorstehende große rheinische Musikfest, dessen Direction der rühmlichst bekannte Componist Herr Felix Mendelssohn Bartholdy aus Berlin übernimmt,

spannt jetzt die Erwartung aller hiesigen Freunde der edleren Tonkunst. Eine nach Verhältniß ansehnliche Zahl tüchtiger Sänger und Musiker zählt bereits unsere Stadt; auch die übrigen Städte und Ortschaften dieser Gegend haben mehr oder minder reiche Mittel, von deren Vereinigung sich, eingedenk der früheren großartigen Leistungen dieser Art, wiederum nur Treffliches erwarten läßt. Solche Verbindungen zu einem würdigen Kunstzwecke sind für die von größeren Residenzen entfernten Städte von höchstem Werthe; sie befördern den Sinn für die edlere Tonkunst und bieten in der oft seltenen Großartigkeit ihrer Ausführungen einen genügenden Ersatz für so manche anderweitige Entbehrung. Zu einer vollständig besetzten größeren Oper können zum Beispiel die Theater solcher Städte die musikalischen Mittel natürlich nicht immer gehörig beisammen haben; die hiesige Bühne hat, hier beiläufig zu bemerken, seit ihrer neuen Gestaltung im Allgemeinen manches recht Tüchtige geleistet.

Der hier lebende Tonsetzer Burgmüller, ein Schüler von Spohr, ist bereits seit längerer Zeit mit der Composition einer großen heroischen Oper beschäftigt, die, nach mehren bereits in früheren Concerten ausgeführten Gesangstücken daraus, viel Gutes erwarten läßt. Der nach Schiller's „Bürgschaft“ gedichtete Text ist von dem ebenfalls hier lebenden Schauspielers W. F. Seidel, der durch einige in Berlin und an anderen Orten gegebene Stücke, wie z. B. das vielfach wiederholte Lustspiel: „Die moderne Galathea“, als dramatischer Dichter bereits rühmlich bekannt ist; jetzt hat derselbe so eben wieder einen neuen Opern-Text vollendet, „der Liebesring“ betitelt, wozu eine treffliche Novelle von Friedrich Kind ihm den Stoff geliefert hat.

Der geistvolle Zimmermann dichtet und schreibt hieselbst fleißig fort. — Die hiesige Maler-Akademie, deren Ruhm bereits genugsam begründet ist, zeigt sich fortwährend sehr thätig, und wenn dieselbe gleich als das bei weitem Wichtigste und Bedeutsamste des hiesigen Kunsttreibens erscheint, so geht doch aus dem oben Gesagten zur Genüge hervor, daß auch in anderen Kunstgebieten noch manche achtbare Leistungen und Bestrebungen hiesigen Ortes zu erwähnen sind, von denen nach der Beendigung des großen Musikfestes noch ein Mehreres angemerkt werden soll.

E r k l ä r u n g.

Von einigen Kunstfreunden aufmerksam gemacht, daß die in Nr. 87 der Abendzeitung, im Rückblick auf die zwischen der Intendantz und Herrn Weimar vorgefallenen Mißhelligkeiten, von mir gemachten Bemerkungen mißdeutet werden und minder unterrichtete Personen darin eine Anspielung auf diesen Künstler finden könnten, halte ich mich zur Erklärung verpflichtet, daß solches durchaus nicht der Fall ist. Der Vorstellung beiwohnend, worin Herr Weimar auf die schmeichelhafteste Weise begrüßt wurde, konnte und mußte ich mich überzeugen, daß jene ungetheilten, freundlichen Empfangsbezeugungen von den übereinstimmenden Gesinnungen des ganzen Publikums ausgingen. Weit entfernt, jene Aeußerungen beziehungsweise auf Herrn Weimar zu machen, habe ich solche nur als schlussfolgernde Episode eingeschaltet, um zu zeigen, in welche unangenehme Lage eine Theater-Direction versetzt werden kann, wenn solche durch ihr Verfahren dem Publikum Veranlassung gibt, Partei für ein Mitglied der Bühne zu nehmen, und sich einen Wunsch abtrozen läßt, dem sie ohne Aufforderung im Interesse der Kunst entsprechen sollte.

Zur Begegnung aller Mißverständnisse solches erklärend, muß ich ferner bemerken, daß Herr Weimar, wie ich seither erfahren, mittelbar aufgefordert wurde, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, indem solchem schon im voraus ein günstiger Erfolg zugesichert worden seyn soll.

Karlsruhe.